

Massenzeitalter an den Universitäten verkannt. Und als sich das Humboldtsche Ideal unter dem studentischen Massenandrang als gescheitert erwiesen habe, sei keine tragfähige neue Leitidee parat gewesen: 1960 sei, urteilt Barth, eine erste Chance verspielt worden. In den folgenden Jahren reagierte der Wissenschaftsrat auf die neuen Herausforderungen aber mit ambitionierten Vorschlägen für eine Studienreform, mit der Aufstellung eines „nationalen Bildungsplans“ und Plänen zur Konzentration von Forschung an einzelnen Universitäten in „Sonderforschungsbereichen“ (SFB). Am Ende der 1960er Jahre stand gar die Verwandlung der Universität selbst auf dem Plan – unter der Präsidentschaft Hans Leussinks von 1965 bis 1969 wurde kühn gedacht und Humboldt schien fast vergessen. Aber da geriet der Rat selbst in die Krise und verlor vorübergehend spürbar an Einfluss.

Den stürmischen 1960er Jahren folgte mit der wirtschaftspolitischen Zäsur 1973 eine Phase, die Bartz für den Wissenschaftsrat als eine des „Normalbetriebs“ beschreibt (S. 127). Aller Planungswille schien verfliegen; nun wurden die Weichen erst auf Kooperation, dann auf vermehrte Ökonomisierung gestellt. Letzteres mündete 1985 in „Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem“, was dem heutigen Betrachter nur zu bekannt vorkommt. Tatsächlich betont Bartz mehr als einmal das innovative Potential in der Arbeit des Rats, dessen „Empfehlungen“ als „qualitätssteigernder Faktor in der Wissenschaftspolitik“ wirkten (S. 272f.). Mit Blick auf die bereits früh angeregte Schwerpunktbildung, der alsbald die Einrichtung von SFBs folgte, oder auf die Etablierung von Graduiertenkollegs, schon 1966 im Forderungskatalog enthalten und seit 1990 im Aufbau, beschreibt der Autor das Gremium als einen wissenschaftspolitischen ‚think-tank‘. Für

die gegenwärtige Exzellenzinitiative kann der Wissenschaftsrat zwar keine direkte ‚Vaterschaft‘ beanspruchen, war aber an deren Umsetzung federführend beteiligt; dazu galt der forcierten Generierung von Exzellenz schon länger sein Augenmerk. Zieht man daneben seine vielfältige evaluatorische Tätigkeit in Betracht, wie die Begutachtung der wissenschaftlichen Institute der DDR 1990, scheint Wissenschaftspolitik ohne Wissenschaftsrat in diesem Lande kaum mehr denkbar zu sein. Auf den gegenwärtigen Zustand der deutschen Universitäten geschaut, ist es allerdings fraglich, ob wir es hier mit einer durchweg segensreiche Berater Tätigkeit zu tun haben, wie uns der Autor am Ende glauben machen will.

Mit am nachdenklichsten an dieser Studie stimmt die überzeugend vorgestellte Leichtigkeit, mit welcher sich seit etwa 1965 zuerst der Wissenschaftsrat, wenig später die Hochschulen selbst vom Typus der deutschen Universität verabschiedeten. Hier haben alle Verantwortlichen – Politiker und wissenschaftliche Politikberater – von Beginn an immer nur in eine Richtung gedacht, nämlich die elitären Strukturen der alten Universität Humboldtscher Prägung dem studentischen Massenansturm dienstbar zu machen. Dazu geschah die Preisgabe fahrlässig ohne neue gestaltende Universitätsidee. Wenn heute hochschul- und wissenschaftspolitisch mit „Exzellenzinitiative“, „autonomisiertem Wettbewerb“ und „Elitehochschulen“ wieder zurück gerudert wird, so wirkt das aber vor allem hilflos und gerade nicht zukunftsweisend wie Bartz diese Entwicklung lobt. Der Wissenschaftsrat hat bei all diesen Fragen ein gewichtiges Wort mitgesprochen – nur innerlich unabhängig waren seine „Empfehlungen“ wohl kaum, sondern affirmative Verstärkungen des jeweils dominierenden politischen Willens.

Anne Chr. Nagel (Gießen)

DOI: 10.1002/bewi.200801364

**Hans-Jörg Rheinberger, *Historische Epistemologie zur Einführung*. (zur Einführung; 336), Hamburg: Junius Verlag 2007. 155 S. € 12,90 ISBN-13: 978-3-88506-636-1.**

Eher beiläufig stellte der französische Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem einmal fest, dass jeder neue wissenschaftliche Begriff es verlangt, die Geschichte der Wissenschaft, die ihn hervorgebracht hat, neu zu schreiben. Entsprechend dieser Idee ist ein neuer Begriff wie ein neuer

Fluchtpunkt, der es notwendig macht, das Gewesene neu, nämlich auf ihn hin zu ordnen. Die Vergangenheit muss nach entsprechenden Vorläufern durchforstet, die Geschichte einer Disziplin oder einer Subdisziplin neu arrangiert und geschrieben werden. Dass Canguilhems lakonische Feststel-

lung für die Wissenschaftsgeschichte ebenso gilt wie für die Naturwissenschaften selbst, kann man nun an Hans-Jörg Rheinbergers 2007 erschienener Einführung in die historische Epistemologie auf faszinierende Weise beobachten.

Ein programmatischer wissenschaftshistorischer Ansatz mit Namen „historische Epistemologie“ begann sich erst Mitte der 1990er Jahre zu entwickeln. Die ersten entscheidenden Schritte wurden, soweit ich sehen kann, im Umfeld des Berliner Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte gemacht. Lorraine Daston begann ihr Projekt der Historisierung epistemologischer Kernbegriffe wie Beweis, Objektivität, Evidenz; Arnold Davidson studierte Entstehen und Wandel der epistemischen Grundlagen der Sexualwissenschaft; Hans-Jörg Rheinberger untersuchte die Art und Weise, in der ein Objekt zu einem wissenschaftlichen, Wissen generierenden Etwas wird, das Geschichte hat; und Ian Hacking reflektierte in mehreren kleinen Essays die Idee einer historischen Epistemologie, um sie schließlich zugunsten seiner „historischen Ontologie“ zu verwerfen. (Nun mag man kritisch einwerfen, dass doch schon bei Husserl die Idee einer „historischen Epistemologie“ zu entdecken sei oder wenigstens bei Bachelard, jedoch: diese „Entdeckungen“ sind zweifelsfrei retrospektiv. Sie ereignen sich in einer Gegenwart, in der „historische Epistemologie“ ein bedeutendes wissenschaftshistorisches Programm geworden ist.)

Rheinberger hat dem in den letzten Jahren stetig an Popularität gewinnenden Ansatz nun eine historische Tiefe verleihende, bis ins 19. Jahrhundert zurückgehende Einführung gewidmet. Kurz, er hat, um mit Canguilhem zu sprechen, die Vergangenheit durchforstet, sie auf bedeutende, die Gegenwart vorbereitende Autoren hin abgesucht und seine Fundstücke chronologisch auf den Fluchtpunkt „historische Epistemologie“ hin angeordnet. Das Resultat dieses Umschreibens der Geschichte, um es vorneweg zu sagen, ist ein höchst lesenswertes Büchlein, das den Leser mit grundlegenden Ereignissen im Nachdenken über die wissenschaftliche Wissensproduktion vertraut macht.

Rheinbergers Vorgehensweise ist so einfach wie elegant: Er fragt wann und auf welchen Wegen die Epistemologie – „die Reflexion auf die historischen Bedingungen unter denen, und die Mittel mit denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht werden, an denen der Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung in Gang gesetzt sowie in Gang gehalten wird“ (S. 11) – historisiert wurde.

Ausgangspunkt der in sechs Kapiteln gelieferten Antwort ist ein erster, noch zarter Bruch im Selbstverhältnis der Naturwissenschaften – eine im späten 19. Jahrhundert aufkommende Unsi-

cherheit, eine Skepsis gar, angesichts der möglichen Tragweite naturwissenschaftlicher, mechanischer Erkenntnismöglichkeiten, die Rheinberger exemplarisch an Emil Du Bois-Reymonds berühmter Ignorabimus-Rede festmacht. In Kapitel eins kann Rheinberger zeigen, wie es angesichts dieser Unsicherheit zu ersten Historisierungen (in den Werken von Boutroux und Poincaré) und Epistemologisierungen (Ernst Mach) der wissenschaftlichen Praxis kam, die freilich noch nicht das Vertrauen in einen teleologischen Fortschrittsoptimismus in Frage stellten. Das änderte sich erst – Rheinberger verweist zum Beleg auf Bachelard und Fleck, den Protagonisten des zweiten Kapitels – in den 1920er Jahren, und zwar nicht zuletzt aufgrund des Ersten Weltkriegs (der für das wissenschaftliche Fortschrittsdenken des 19. Jahrhunderts eine tiefe Zäsur bedeutete) und der Quantenphysik (deren Entdeckung der Beobachterabhängigkeit von Messungen den Begriff der Wissenschaftlichkeit in ein neues, fragwürdiges Licht rückte). Fleck und Bachelard formulierten als erste eine konsequent historisch argumentierende Epistemologie, die den akkumulativen Fortschritt der Wissenschaft nachhaltig in Frage stellte. In Kapitel drei legt Rheinberger dar, dass es allerdings ganz falsch wäre, die Arbeiten Flecks und Bachelards als isoliert zu begreifen. Zwischen den beiden Weltkriegen kam es zu einer ganzen Reihe von (allerdings zumeist indirekten, in einem Gesamtoeuvre marginalen) historisch-epistemologischen Reflexionen über die Wissenschaft, die inhaltlich deutlich den Reflexionen von Fleck und Bachelard ähneln. Rheinberger nennt Popper, Husserl, Heidegger und Cassirer. Kapitel vier ist einer entscheidenden Verschiebung in Rheinbergers Geschichte gewidmet: das Aufgreifen der historisch orientierten Epistemologie, wie sie ja vor allen Dingen von Wissenschaftlern und Philosophen formuliert wurde, durch professionelle Wissenschaftshistoriker. Exemplarisch sieht Rheinberger diesen Prozess in den Arbeiten so unterschiedlicher Autoren wie Koyré, Kuhn, Toulmin und Feyerabend verwirklicht. Im fünften Kapitel verfolgt Rheinberger, wie die französischen Poststrukturalisten (Althusser, Foucault, Derrida) – ausgehend von Georges Canguilhem, also einem Paradebeispiel der nunmehr epistemologisch agierenden Wissenschaftsgeschichte –, die bisher geleistete Historisierung der Epistemologie aufgreifen, um- und weiterentwickeln und dabei neue, für die Wissenschaftsforschung potenziell fruchtbare Werkzeuge kreierten. Im sechsten und letzten Kapitel schließlich geht Rheinberger kurz auf die praktische Wende der Wissenschaftsgeschichte ein, wie sie sich ausgehend von der Schule von Edinburgh und Bath seit den 1970er Jahren entwickelt hat. Diese

Entwicklung behandelt er exemplarisch anhand von Latour und Hacking, die er als zwei Exponenten einer „historischen Anthropologie“ der Wissenschaft darstellt.

Man darf festhalten, dass wohl kaum einer der hier behandelten Autoren seinem Selbstverständnis nach auf etwas hin arbeitete, was man heute „historische Epistemologie“ nennt. Das Buch bietet daher, im strengen Wortsinn, weniger eine Einführung als eine „Hinführung“ – eine chronologisch angeordnete Revue von Reflexionen zur wissenschaftlichen, Wissen generierenden Tätigkeit, die nach und nach den Möglichkeitsraum eröffneten, in dem sich heute die historische Epistemologie ereignen kann.

Eine solche Revue muss sich auf exemplarische Autoren begrenzen und es scheint müßig danach

zu fragen, ob nicht dieser oder jener Autor hätte noch erwähnt werden müssen. Kritisch anmerken möchte man jedoch Zweierlei. Erstens, den Verzicht darauf, jene Autoren zu erwähnen, die die Idee einer historischen Epistemologie seit Mitte der 1990er erst populär gemacht haben, also Daston, Davidson und Rheinberger selbst. Zweitens, das Fehlen einer kommentierten Bibliographie, die den Leser weiter führt, wenn er mehr über die Quantenphysik, die nicht-euklidische Geometrie oder manch einen der behandelten Autoren erfahren möchte. Dessen ungeachtet wünscht man dieser durch hohe gedankliche Kohärenz und Klarheit gekennzeichneten Hinführung viele Leser.

Tobias Rees (Zürich)

DOI: 10.1002/bewi.200801370

**Gerhard Aumüller, Kornelia Grundmann, Christina Vanja (Hrsgg.): *Der Dienst am Kranken. Krankenversorgung zwischen Caritas, Medizin und Ökonomie vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Geschichte und Entwicklung der Krankenversorgung im sozioökonomischen Wandel.* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; 68), Marburg: N. G. Elwert 2007. 383 S., zahlr. Abb., € 24,00. ISBN-13: 978-3-7708-1315-5.**

Der auf eine Tagung am Hessischen Staatsarchiv Marburg zurück gehende Band vereint Beiträge zur Geschichte des Hospitalwesens, wobei die im Titel angedeutete Neuzeit bis auf die Postmoderne ausgedehnt wird, ja selbst die Hospizbewegung findet Erwähnung. Der Sammelband ist reich illustriert und sorgfältig redigiert, die Gliederung der Beiträge in die einzelnen Sektionen bleibt freilich sehr nah am Tagungsformat, auch wäre eine stärker zusammenfassende Einleitung (statt des Vorworts mit Kurzfassungen der einzelnen Beiträge) wünschenswert gewesen.

Gerhard Aumüller, Kornelia Grundmann, Christina Vanja: Vorwort (S. VII–XV) – Klaus Niehr: Mode und Vorbild. Die heilige Elisabeth im Bild (S. 1–52) – Sektion 1: „Das mittelalterliche Hospitalwesen zwischen Medizin und Caritas“: Kay Peter Jankrift: Moses und die Schlangen oder ein Blick auf die Beziehung von Macht und Heilkunde im Zeitalter der „Klostermedizin“ (S. 53–64) – Hubert Kolling: „Die Sorge für die Kranken steht vor und über allen anderen Pflichten“ – die mittelalterlichen Wurzeln der Krankenpflege (S. 65–85) – Peter Dilg: Über die Anfänge des mittelalterlichen Apothekenwesens (S. 87–99) – Sektion 2: „Die neuen Hospitäler der Renaissance als Orte

der Sozialpolitik“: Claudia Stein: Die Augsburger Blatterhäuser als frühmoderne Kliniken? (S. 101–112) – Gerhard Aumüller: Die Hohen Hospitäler Hessens als geordnete christliche Haushalte – Die ökonomischen Grundlagen der Hospitäler in einer frühen Phase der Medikalisierung (S. 113–151) – Sektion 3: „Das Hospitalwesen im Zeichen der Aufklärung“: Frank Hatje: Arbeitsteiligkeit in der Kranken- und Daseinsfürsorge im nördlichen Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts (S. 153–175) – Heiko Droste: Die Hospitalverwaltung zwischen ständischer Ordnung und moderner Organisation. Zu den Bedingungen von Professionalisierung im 18. Jahrhundert (S. 177–199) – Irtraut Sahmland: Fürsorge zwischen Ordnung, Ökonomie und Moral: Ausweisungen von Hospitalitinnen aus Merxhausen im 18. Jahrhundert (S. 201–225) – Sektion 4: „Die Entwicklung der modernen Krankenhäuser, Heilanstalten und einer neuen christlichen Pflege. Das 19. Jahrhundert: Gunnar Stolberg: Die Herausbildung des modernen Krankenhauses (S. 227–242) – Christina Vanja: Heilanstalten (S. 243–270) – Norbert Friedrich: Anfänge und Weiterentwicklung der Diakonie im 19. Jahrhundert (S. 271–286) – Sektion 5: „Auf ungeraden Wegen zur Postmoderne. Vom 19. bis in